

Johann Hermann Hüffer. Seine Familie. Seine Ausbildung.



em Inhaber des bei seiner Vielseitigkeit arbeitreichen Geschäftes muß es schmerzlich gewesen sein, keine Stütze aus der Familie zur Seite zu haben. Er hatte keinen Sohn und sah sich daher ganz auf die Hülfe fremder Kräfte angewiesen. Die einzige Tochter Sophia Franziska, an der er eine Mitarbeiterin für die Korrespondenz wohl gewonnen hätte, nach den erhaltenen Briefen klug und gebildet wie die Mutter, wurde vor einem ihr im Falle des Ablebens der Eltern bevorstehenden Kampfe der Verteidigung ihres Erbes gegen etwaige Konkurrenten durch ihre Vermählung mit dem kurfürstlichen Hofrat und Professor der Institutionen, des Natur- und Völkerrechts an der neuen Universität Christoph Alons Hüffer glücklich bewahrt. Der Vater trug die Arbeitslast allein mit seiner treuen Lebensgefährtin.

Christoph Hüffer stammte aus Stromberg in Westfalen. In dem Stammhause der Familie, welches der letzte Besitzer, der damals in Leipzig wohnende Bernard Hüffer, im Jahre 1890 für die Zwecke einer landwirtschaftlichen Schule bestimmte, las man in wappenähnlicher Glasinschrift über der Haustür „Georg Hüffer Bürger und Kaufhändler zum Stromberg 1688“, darunter befand sich die Hausmarke der Familie mit dem beigefügten Buchstaben J. (Jürgen = Georg) H. Nachweisbar ist der Familienname in Stromberg bereits früher. Nach einer Urkunde vom Jahre 1634 erhielt die Stadt Stromberg vom Herrn von Nagel Dornick zu Bornholz ein Darlehen von 300 Speziestalern, unterschrieben ist die Urkunde „Bernd Hüffer Vorsteher und Provisor“. Ob dieser Bernd Hüffer, welcher nach dem Kirchenbuche am 4. Juli 1670 zu Stromberg starb, Vater des vorgenannten Georg H. ist, läßt sich ebensowenig wie das Geburtsdatum Georgs selbst feststellen, da die alten Stromberger Kirchenbücher nicht mehr vorhanden sind. Vermutlich sind sie in den Wirren des 30jährigen Krieges zu Grunde gegangen. Der Hauptartikel des Kaufhändlers Georg Hüffer und der seiner Nachkommen in Stromberg bis weit in das 19. Jahrhundert hinein war der Leinenhandel. Das „Stromberger Linnen“ hatte in damaliger Zeit weithin einen guten Klang.

Ein Sohn aus Georg Hüffers Ehe mit Eva Ensen († 9. November 1727) war Johann Wilhelm, getauft am 25. Oktober 1688, † am

2. September 1735. Er heiratete Anna Elisabeth Steinhagen aus Glan-
dorf, die nach seinem Tode in zweiter Ehe sich vermählte mit dem Witwer
Gerhard Hellweg am 11. März 1736. Sie starb 4. April 1770.

Ein Sohn Johann Wilhelms und der Anna Elisabeth Steinhagen
war Johann Heinrich Georg, getauft am 30. August 1725,
gestorben am 11. November 1784.

In erster Ehe war Johann Heinrich Georg Hüffer vermählt
mit Anna Elisabeth Hellweg (getraut 4. Mai 1746), einer Tochter
des Gerhard Hellweg aus dessen erster Ehe; in zweiter Ehe heiratete
Johann Heinrich Hüffer am 9. Oktober 1759 die Maria Johanna
Thier. Aus erster Ehe entsprangen 5, aus zweiter 9 Kinder. Von
den Söhnen erster Ehe ist Johann Gerhard der Stifter der Eupener
Familie Hüffer, Heinrich Georg geboren 28. Juni 1753, † 13. No-
vember 1827 der als Schriftsteller bekannte Liesborner Prior und
Pfarrer (seit 1803) „Wilhelm“¹⁾, der dritte Sohn aber Christoph
Moysius, getauft 18. Juli, also wohl geboren 17. Juli 1755. Der
Vater war ein ebenso strenger, als frommer Mann. Die beiden Söhne
Heinrich Georg, den späteren P. Wilhelm, und Christoph Moyo schickte
er auf das Paulinische Gymnasium nach Münster, dessen Preisträger-
liste beide aufführt, jenen von 1765—1767, diesen von 1767 an bis
1771. Christoph Moyo insbesondere zeichnete sich in den sechs Jahren
aus und erhielt 1771 in der Klasse Rhetorica als Praemifer oder
Certans in folgenden Fächern Anerkennung: Katechismus und Ethik,
Oratio Germanica und Latina, Aesthetica, Historia, Geographia,
Algebra et Geometria, Script. Latina et Germanica. Nach der
Aufhebung des Jesuitenordens (1773) begab er sich nach Göttingen.
Im Jahre 1779 war er Lic. jur. und Advocatus immatriculatus,
1780 erfolgte seine Berufung an die Universität Münster. Bei der
am 16. April dieses Jahres endlich geschehenden Konstituierung der
Universität bildete er mit den Professoren Albert Heinrich Naß und
Anton Mathias Sprickmann die juristische Fakultät. Am 29. Oktober
1780 wurde Christoph Moyo Hüffer in der Lambertipfarrkirche getraut
mit der zwanzigjährigen Sophia Aschendorff, die wie ihre Mutter
wahrscheinlich bei den französischen Nonnen, den Lotharinger Schul-
schwestern auf der Herrenstraße, ihre Ausbildung erhalten hatte. Mutter
und Tochter waren im Französischen wohlbewandert.

¹⁾ Nordhoff, A. B., Bd. 26. 1866, S. 248.

Professor Hüffer, der im Frühjahr 1784 auch zum Regierungsrat ¹⁾ befördert wurde, zeichnete sich durch seine Kollegen so aus, daß Fürstenberg für ihn und Sprickmann beim Kurfürsten eine Gehaltserhöhung auf 500 Rtlr. erwirkte ²⁾. Gewährte dem eifrigen Lehrer und fleißigen Gelehrten seine Tätigkeit an der Hochschule Befriedigung und Anerkennung, so weilte in seinem Hause das Glück an seiner Seite in der Person seiner ihn innig liebenden und verehrenden Gattin, die ihm sechs Kinder schenkte, zwei Söhne und vier Töchter, Maria Sophia, Maria Johanna, Johann Hermann Franz Georg, Anton Wilhelm, Maria Magdalena, Maria Christina. Das Glück dauerte nur etwas über 10 Jahre, da erkrankte Christoph Hüffer an einer Lungenentzündung. Im Herbst 1792 weilte er bei seinem Bruder, einem Fabrikanten in Eupen, zum Besuche, den Todeskeim im Herzen. Während alle Wege von Flüchtigen, die der Krieg aus ihrer Heimat getrieben hatte, erfüllt waren und sich kaum Wagen und Pferde beschaffen ließen, mußte die Gattin den sterbenden Mann nach Hause holen, im Oktober 1792. Auf der Leidensreise begleiteten sie ein treuer Freund des Hauses, Herr Morramer, und das älteste Söhnchen, der am 25. Dezember 1784 „unter dem Geläute der Domglocken und dem Donner der Fürstbisch. Münsterschen Artillerie“ geborene Johann Hermann, der so in früher Jugend die schwere Not der Revolutionszeit und die Mühseligkeiten einer damaligen Reise kennen lernte und, was noch tiefer in die Seele drang, des Vaters Leiden, der Mutter Leid schaute. „Der tief erschütternde Eindruck“ — schrieb Johann Hermann als Greis — „hat sich in meinem ganzen folgenden Leben nicht wieder verloren, hat allen späteren Lebensereignissen eine trübe Färbung verliehen und mich nie zu eigentlicher Heiterkeit gelangen lassen“ ³⁾. Vierzehn Tage nach der Heimkehr, am 18. November 1792 morgens um halb 9 Uhr, verschied der Gatte, „der aller Liebe werth, aller Tugenden Freund war“. In dem unsäglichen Schmerze, den die Witwe empfand, da sie den sechs Kindern am Todesbette sagen mußte: „Er ist nicht mehr, euer Vater und Versorger“ ⁴⁾, hielt die schwergeprüfte Frau und Mutter aufrecht ihre tiefgläubige Gesinnung, das Vertrauen auf den gütigen und weisen „Vater aller seiner ungezählten Kinder“, zumal aller „vaterlosen Kinder“. Dem Vater folgte bald im Tode die kleine Maria Christina.

¹⁾ Abschend. teilt es am 3. April seinem Vetter Wittneven in Paderborn mit (Kopierbuch). ²⁾ W. Esser, Franz v. Fürstenberg. 1842. S. 115 u. 121 des Anhangs. ³⁾ „Erlebtes“ u. Manuskr. H 1854. ⁴⁾ Todesanzeige v. 21. Nov. 1792.

Während der jüngere Anton Wilhelm in die Schule ging, war der lernbegierige Johann Hermann, weil er schwächlich war und viel an den Augen litt, zu seinem großen Leidwesen am Schulbesuch gehindert und wurde daher einem alten Hausfreunde des Großvaters, dem Pastor Tommel in Lembeck, zur Erziehung und zum Unterrichten übergeben (Herbst 1795). Dieser war einst Hofmeister der Grafen v. Merveldt gewesen und hatte mit ihnen, später mit einem Freiherrn v. Landsberg-Belen, große Reisen gemacht, dann die Merveldtsche Pfarrei Lembeck erhalten und lebte in bescheidenen, aber behaglichen Verhältnissen. Das Pfarrhaus, vom Bewohner selbst ausgemalt, lag unmittelbar am Rand eines Waldes, der zum Lieblingsaufenthalt des sinnigen Knaben wurde. Krank war er nach Lembeck gekommen; in der frischen Landluft und unter der guten Pflege der tüchtigen Haushälterin gesundete er. Was den Unterricht anging, so entbehrte dieser zwar eines festen Planes und einer geregelten Zeiteinteilung, hatte aber doch bei der Wißbegier des Schülers und dem Lehrgeschick des feingebildeten, kenntnisreichen Lehrers Erfolg. Zwei emigrierte Geistliche machten den Knaben so vertraut mit ihrer Muttersprache, daß er mit Leichtigkeit französisch sprach. Es kam ihm dabei zu statten, daß die Bibliothek des Pastors viele französische Werke enthielt, die ihm der General v. Merveldt zurückgelassen hatte. Mit Vorliebe betrieb er das Studium der alten Geschichte, aber auch Physik und Chemie, soweit in dieser Hinsicht sein Wissensdurst gestillt werden konnte, und, wie es scheint ein Erbstück des Großvaters, die Fortifikationskunde, wobei ihm die Lust an Architektur und Zeichnen förderlich war. Die verschiedenen Systeme der Festungsbauten hatte er ziemlich inne, wie er sich selbst rühmt. Gern ließ sich der Großvater von ihm Zeichnungen schicken, wie die Großmutter seine französischen Briefe mit Freude empfing; und mit treuen Ermahnungen erwiderten beide die Briefe des Enkels.

Die 3 $\frac{1}{2}$ Jahre seines Aufenthalts in Lembeck rechnete Johann Hermann zu den schönsten seines Lebens, obwohl das letzte durch die Ankunft eines Vaters getrübt wurde. Während er diesen nicht in dankbarer Erinnerung behielt, hing er an Pastor Tommel mit rührender Liebe wie an einem „zweiten Vater“. Mit wachsender Sorge erkundigte er sich, als er in der Fremde von dessen Erkrankung Nachricht erhielt, in jedem Brief nach dem trefflichen Erzieher und ward durch seinen Tod auf das schmerzlichste ergriffen (Brief vom 23. Januar 1804). Seiner

Mutter sprach er innigen Dank aus dafür, daß sie seine Erziehung in dessen Hände gelegt hatte. Er verdankte ihm nicht bloß Kenntnisse und Lust an geistiger Beschäftigung, sondern die frühe Ausbildung zum festen Charakter, der ihm in den Gefahren der Welt seinen Glauben und seine Sittlichkeit bewahrte. Es ist erstaunlich, welch klaren Blick schon der Jüngling für Menschen und menschliche Schwächen besaß. Eine unverkennbare Neigung zu philosophischem Denken mag ein Erbteil des Vaters gewesen sein. Bei dem geistlichen „Vater“ und bei seiner heißgeliebten Mutter fand er volles Verständnis für alles, was ihn beschäftigte. Daß beizeiten sein wirtschaftlicher Sinn gepflegt war, läßt die ruhige Überzeugung des Großvaters erkennen, er werde „nichts Überflüssiges ausgeben“. „Die Zeit“ — schreibt A. W. Aschendorff am 27. September 1798 an den Enkel — „ist für Dich sehr kostbar, und dann hoffe ich, wenn Du demnächst in die Buchhandlung zu arbeiten kommst, sollst Du Freude an der Arbeit finden. Es ist wohl keine angenehmere Handlung als die Buchhandlung, aber es muß viel gearbeitet, geschrieben und gelesen werden, und dann kannst Du das Werk, das ich angefangen habe, noch weit bringen.“ Nicht geringere Hoffnungen setzte die Großmutter auf ihn. Welche Freude für uns, schreibt sie ihm in französischer Sprache, wenn wir bei Dir die Anlagen sehen, mit Erfolg das Werk des Großvaters fortzusetzen; vergiß aber nicht, daß dazu Gottes Segen unerläßlich ist und wir diesen durch gutes christliches Leben verdienen müssen. „Je ne doute pas que vous ne fassiez tous vos efforts pour devenir la consolation de nos derniers jours.“ Zuerst beabsichtigte Aschendorff, den Enkel zur Ausbildung in das Geschäft des Leipziger Buchhändlers Hoffmeister zu schicken, nahm aber mit Rücksicht auf seine Jugend davon Abstand (Br. 30. Oktober 1799).

Ostern 1799 war Hüffer als Lehrling in das Geschäft des Großvaters eingetreten und lernte hier drei Jahre den buchhändlerischen Betrieb und das Buchdruckereigewerbe. Die glücklichsten Stunden waren es für ihn, wenn er abends bei seinem Mütterchen „in traulicher Unterhaltung“ saß, die zuweilen Schwester Sophie (später Frau Wilde in Amsterdam) durch ein munteres Lied unterbrach.

Einen angenehmen Wechsel in das Einerlei des Lehrlingsdaseins Johann Hermanns brachte 1800 eine Reise, die er mit seiner Mutter, dem Hofkammerrat Boesfeld und zwei Brüdern des Vaters, von denen der eine der Liesborner Prior P. Wilhelm war, nach Bremen und

Hamburg unternehmen durfte. Die Reisegesellschaft verfehlte nicht, dem lieben Wandsbecker Boten Mathias Claudius, nach der Sitte der Zeit, einen Besuch abzustatten.

Sofort nach Vollendung der dreijährigen Lehrzeit, Ostern 1802, schickte der Großvater den 17jährigen Jüngling zur weiteren Ausbildung in die Fremde. Einige Münsterer Kaufleute, die zur Messe reisten, nahmen ihn bis Frankfurt a. M. mit. Von da fuhr er allein über Mannheim, Heidelberg, Stuttgart, Dillingen nach der Reichsstadt Augsburg, die noch vom alten Rufe zehrte, mit der Zeit jedoch nicht fortgeschritten war. Die lebendigen und launigen Schilderungen aus Hüffers Briefen an die Mutter können hier keinen Platz finden, wo es sich handelt um die Geschichte seiner Ausbildung und ihrer Bedeutung für die Weiterentwicklung des Aschendorffschen Geschäftes. Leider fehlt uns gerade der hierfür wertvoll gewesene Briefwechsel mit dem Großvater; der Berichtstatter trennte nämlich, was er „zu schreiben hatte, billig in zwei Teile 1) Handelsfachen, 2) Bemerkungen über andere Gegenstände wie auch Herzensangelegenheiten. Die ersten gehören an Großpapa“, die andern „an Mama“, wiewohl er auch seine Großmutter und seine Geschwister nicht vergißt.

... „Für die Unterhaltung — schreibt er einmal — ist doch eigentlich nur der Mund, nicht die Feder gemacht, aus dem ersten erhält man die Neuigkeiten frisch und lebendig, aus der letzten tod und eingepöckelt, und war die Sache nicht sehr gut, so hat sie durch die Reise allen Geschmack verlohren. Traurige Erfahrung, die aber zugleich schöne Hoffnungen in der Ferne zeigt und so mag jetzt immer die Erwartung des lebendigen das gegenwärtige todt würgen.“ In der Fremde lernte er recht den Wert des Vaterhauses, die Größe der Mutterliebe schätzen und gab dieser dankbaren Gesinnung wiederholt innigen Ausdruck. „Mit jedem Tage“ — versicherte er einmal, als er seine Mutter bat: den Bruder etwas mehr „an guter Gesellschaft theilnehmen zu lassen als ich es in Münster that“ — „erkenne ich es mehr, wie mütterlich Mama für unsere Erziehung gesorgt hat, und wie ganz unfähig wir alle sind, dieser je in dem Maße zu ersetzen.“ Sein Sehnen galt der Heimat, dessen gemüthvolle „alte redliche Mundart“ er draußen nicht vernahm, und dem trauten Heim. Der Mutter schüttete er sein Herz aus; sie war seine Vertraute, wie er ihre Freude, ihr Stolz, ihre Hoffnung. Mit ihr plauderte er nicht bloß über Familienverhältnisse, Stadtneuigkeiten und Tagesereignisse wie z. B. über die Konversion

Stolbergs und die Rechtfertigung seines Schrittes, sondern er tauschte auch mit ihr Gedanken über tiefernste Fragen der Lebensweisheit aus.

Frau Professor Hüffer besaß bei gutem Verstande Sinn für Bildung und Wissenschaft. In ihrem wie in ihrem elterlichen Hause verkehrten hochgebildete Leute. Zur Gräfin Stolberg stand sie in freundschaftlichen Beziehungen. Ihr Lieblingsspaziergang führte sie daher öfters nach Busch und Haus Lütkenbeck, wo die Familie Stolberg wohnte (seit 1800). Ohne Zweifel gewann die muntere und doch so tiefernste, geistvolle Frau rasch die Herzen derer, die ihr näher traten. Verfugte sie doch über einen so gesunden Humor, daß ihr z. B. die Last der Einquartierung von mehreren Soldaten leichter vorkam, als die Last einer weiblichen Stütze mit dem Titel „Fräulein“. Bis ins hohe Alter bewahrte die treffliche Frau ihre geistige Frische, ihre Heiterkeit, ihre Seelenruhe und ihre Arbeitslust. „Nie traf man sie unbeschäftigt.“ Als eines Nachts Diebe einen Einbruch bei ihr versuchten, zog sie nur einmal mehr als sonst an der Marmglocke, die sie an ihrer Wohnung hatte, ohne sich weiter aufzuregen, und verschreckte die Eindringlinge. „Mit Klarheit des Urteils verband sie selbst in den letzten Lebensjahren eine ungewöhnliche Treue des Gedächtnisses.“ Ganze Seiten, die ihr vorgelesen wurden, vermochte sie als hochbetagte Greisin fast wörtlich wiederzugeben. An dem Familienleben, an den Weltbegebenheiten, an dem Aufschwunge des religiösen Lebens nahm sie lebhaften Anteil. Sie freute sich über die Freude anderer; wer Hilfe und Trost im Leide bedurfte, fand bei ihr beides in reichem Maße. „Sie zeigte das Alter in seiner liebenswürdigsten und ehrwürdigsten Gestalt.“ Selbst als sie erblindete und sechs volle Jahre Nacht sie umgab, blieb ihre Seele ungetrübt. Nach wiederholter schmerzlicher Operation erhielt sie wenigstens in etwa das Augenlicht wieder. In tiefer Frömmigkeit, wie sie gelebt, schied die verehrungswürdige Frau aus dem Leben am 13. Januar 1849. Ehe ich sie aus den schriftlichen Zeugnissen ihres Charakters kennen zu lernen das Glück hatte, stand ich manchmal an ihrem Grabe vor der St. Mauritiuskirche und mußte ihrer, der mir noch Fremden, unwillkürlich ein Gedenken weihen, da ich die schlichte, von ihr gewählte Grabinschrift las:

„Ihr lieben Kinder der Gemeinde,
Denkt meiner beim Vorübergehn,
Damit uns Gott aufs neu vereine,
Wenn wir uns jenseits wiedersehn.“

Daß an einer so ausgezeichneten Mutter die Kinder mit inniger Liebe hingen, bedarf keines Beweises weiter.

In Augsburg war Hüffer in der Buchhandlung eines Herrn Nikolaus Doll, eines alten Geschäftsfreundes des Großvaters, tätig, und wohnte auch in dessen Familie, von der er seiner Mutter ein getreues Bild entwirft. Doll stammte aus einem bayrischen Dorfe an der Grenze von Tirol und wuchs ziemlich ohne Bildung auf. Sein Vater lebte in Ungarn als „Landhändler“. Den achtjährigen Knaben ließ er dorthin kommen und nach einigen Lehrjahren wie zwei andere Söhne die Jahrmärkte besuchen, erwarb sich mit seinem Handel aber ein solches Vermögen, daß er zwei Söhne in Wien und den Chef Hüffers in Augsburg „etabliren“ konnte. „Hier arbeitete der Herr Doll mehrere Jahre lang ohne alle Gesellschaft rastlos, er verrichtete selbst die Geschäfte des Knechts wie des Herrn, ohne mit jemanden als mit Boten umzugehen“ und wich daher auch später dem Umgang mit feineren Leuten aus. Kamen Standespersonen in Geschäften zu ihm, so ward „seine sonst tiefe Stimme augenblicklich mehrere Töne höher“ und in der Verlegenheit war er dann „nicht selten mit dem Ihr Gnaden“ usw. sehr freigiebig. Gewöhnt, alles allein zu tun, band er seinem rechtschaffenen und erfahrenen Buchhalter oft die Hände zu seinem eignen Schaden. Ohne Ahnung von „Etikette“, eine grundehrliche, offene Seele, vermochte er seine Gefühle und seinen Ärger nicht zu verbergen und ließ dann leicht auch andere den Unwillen fühlen, den ihm irgendjemand verursacht hatte. War er aufgebracht, dann gehorchten seine Untergebenen „sklavisch“. Dem kindlich frommen, ganz in Vorurteilen, ja in abergläubischen Vorstellungen befangenen Manne erschien der doch ebenso gutkatholische, aber vorurteilsfreie Hüffer als „Freigeist“, wogegen dieser sich bei der Mutter entschieden verwahrte. Freilich konnte er in einen solchen Ruf geraten, da er nicht die ihm fremden äußerlichen Gewohnheiten mitmachte, in denen mancher so leicht die Hauptsache des Glaubens sieht und der Andersgläubige so rasch das Recht zu seinem Vorurteil erblickt. Vielleicht verdankte Hüffer seinen unverdienten Ruf auch seiner Lektüre. Mit Vorliebe las er philosophische Schriften und schöpfte aus Marc Aurels Betrachtungen manches Trostwort in trüben Tagen. Der beste „Talisman gegen alle Traurigkeit“ waren freilich stets der liebevollen Mutter herzliche Worte. Doch kehren wir zu Doll zurück. Hüffer rühmt an ihm die strenge Rechtlichkeit, seine Gefälligkeit gegen arm und reich und seine außerordentliche Wohltätigkeit.

Als Doll in jungen Jahren (etwa 1780) nach Augsburg kam, bestand sein ganzes Vermögen in 60 Gulden. „Nachdem er einige Zeit conditionirt hatte, fand er Freunde, die ihn unterstützten, daß er seine eigne Handlung anfangen konnte, freylich bestand diese damahls blos in Piecen und Flugschriften, die sämmtlich im Jahre 1782 u. sehr gut abgingen, weil grade um diese Zeit Kayser Joseph II. seine Reformen in Osterreich anfang. Durch rastlose Arbeit und gewaltige Sparsamkeit kam er bald zu einigem Vermögen, welches er nach einiger Zeit noch durch seine Heirath vermehrte; dies setzte ihn nach und nach in Stand, die schönen Werke zu drucken, die gegenwärtig seinen Verlag zieren.“ Da er die Buchhandlung „nicht systematisch gelernt“ hatte, herrschte im Geschäftsbetrieb „große Unordnung“, in der er aber dank seinem „durchdringenden Verstand“ und seinem „guten Gedächtnis“ sich doch zurecht fand. „Im Spekulieren“ war er „so klug wie glücklich“, weshalb sich oft junge Augsburger Buchhändler bei ihm Rats erholten.

Der Reichsdeputationshauptschluß vernichtete mit der Existenz zahlreicher Reichsstände und namentlich geistlicher Stifter auch den Wohlstand einer Menge von Gewerbetreibenden. Der katholische Buchhandel verlor durch die Aufhebung seiner besten Abnehmer, der Klöster, die Haupteinnahmequelle. Während Hüffers Blick sorgenvoll auf dem „großen Opferherd deutscher Freiheit, auf Regensburg“ ruhte, empfing er die Nachricht von der Besiznahme seiner eignen Vaterstadt durch Preußen (3. August 1802) und sah im Geiste dort „nichts als traurige Gesichter“. Im Verluste der Unabhängigkeit Münsters erkannte er die strafende Hand Gottes. Es schmerzte ihn anfangs mehr die Art der Umwandlung, als diese selbst, da er Vertrauen zu der neuen Regierung, vor allem zum König besaß und manches Gute erwartete. „Gewiß“ — so hoffte er noch am 30. August 1802 — „werden bald Handel und Wandel blühen, Haiden, diese Schande des Münsterlands, urbar gemacht werden, eine bessere Justiz wird die überflüssigen Stribler und Schreiber verbannen, man wird Fabriken unterstützen und keinem, der eine Papiermühle anlegen will, mehr das Lumpensammeln verbiethen.“ — „Lauter schöne Hoffnungen“ — fügte er hinzu — „wenn sie nur nicht geteuscht werden.“ Wie bald mußte er der Enttäuschungen inne werden. Daß die lange vorhandene Freigeisterei nun ans Tageslicht trat, sah er als keinen großen Schaden an, hoffte vielmehr, daß die Öffentlichkeit des Unglaubens die „Gläubigen desto fester machen werde“. In Münster aber fühlte man doch den Gegensatz zwischen

dem alten Krummstab und dem neuen Kommandostock. Wie lähmend die politischen Verhältnisse überall auf den Handel wirkten, zumal auf den Buchhandel, konnte Hüffer in Augsburg wahrnehmen, ja an dem granddurchfurchten Gesichte des braven Herrn Doll sehen. Unter den namentlich in Süddeutschland fühlbaren Folgen des Krieges riet er auch entschieden ab, seinen Bruder Wilhelm die Buchhandlung in Augsburg lernen zu lassen, zumal der dortige Aufenthalt für dessen lebhaftes Temperament nicht günstig schien. Er selbst konnte hier nichts mehr lernen. Die Ausführung des Planes, nach Wien zu gehen, verschob er aus guten Gründen und zog nach dem Wunsche seines Großvaters Leipzig vor. Nach einem kurzen Abstecher, den er im Januar 1803 nach München machte, verließ er am 4. Februar Augsburg. Die Reise ging über Nürnberg und Bamberg, im Schlitten durch das Erzgebirge und das Vogtland. In Leipzig hatte ihn der Großvater bei dem ihm persönlich bekannten Buchhändler Friedrich Gotthold Jacobäer und Sohn (Reichsstraße) untergebracht. Obwohl er sich bei diesem mit großem Eifer dem Geschäfte widmete, versäumte er doch keine Gelegenheit, auch seine wissenschaftlichen Kenntnisse zu erweitern, und hörte namentlich „ein sehr lehrreiches Colleg über angewandte Physik und Chemie“. Die Leipziger Briefe an seine Mutter schildern das Leben und Treiben in dem teuren Pleiß-Athen ebenso humorvoll wie getreu. Der Aufenthalt in dem großen Hause, das Herr Jacobäer führte, nahm die Kasse des Großvaters mehr in Anspruch, als vordem in der einfachen Dollschen Familie, da die gesellschaftlichen Verpflichtungen bessere Kleidung verlangten und Ausgaben z. B. für Wagenfahrten auferlegten, von denen man in Augsburg nichts kannte. Schon im April meldete er „Staatsbankrott“ an, „wenn nicht bald wieder Succurs kommt“, und verhehlte nicht seinen Mißmut, daß seine Freude „bald Geld zu erhalten“ Mißdeutung erfahren hatte. Großpapa ließ sich rasch überzeugen, daß sein Enkel nichts unnütz ausgab. Diesem behagte selbst nicht der Aufwand, den ihm „viele Convenienzen“ aufbürdeten. Doch konnte er sich diesen nicht entziehen, ohne Jacobäer zu verletzen. Zu den jungen Leuten, die Hüffer im Geschäfte kennen lernte, gehörte auch der Sezerlehrling Benedikt Christian Gotthelf Teubner¹⁾, der

¹⁾ Später besuchte Teubner seinen Jugendbekannten in Münster und nahm dessen Sohn Eduard, als er zur Ostermesse 1834 nach Leipzig kam, freundlich auf. „Es würde mich freuen“, schrieb ihm der Vater, „wenn Du ihm einige Dienste leisten könntest“ (10. März 1834).

1811 die Weinedelsche Offizin in Leipzig übernahm. Jacobäer war ein äußerst „jovialisch sanguinischer Man, ohne besonders in Religion sehr festen Grundsätzen“, ein guter, unterhaltender Gesellschafter, ein „außerordentlich lustiger, unruhiger Mensch“, der „selten eine halbe Stunde auf einem Stuhle“ blieb, im Nu „böse und ebenso bald wieder gut“. „Zum Lehrer“ war er „nicht gemacht“ (Brief v. 16. Juli 1803 H). Sein Kontor hatte eigentlich nur Platz für ihn selbst und für „einen Gehülfen“, „einen tätigen genauen und erfahrenen Menschen“; höchstens in der Messe bedurfte er noch einer Hülfe. Jacobäer selbst besaß „Abneigung gegen alle Geschäfte“ und äußerte zu Hüffer die Absicht, wenn dieser abginge, „Handlung und Druckerei wegzugeben, um sich in Ruhe zu setzen“. Da Hüffer die Druckerei nicht zünftig gelernt hatte, weil die Buchdrucker in Münster „nicht zunftmäßig“ waren d. h. die festen Zunftregeln der Ausbildung und Prüfung nicht verlangten, konnte er auch nur schwer die Kenntnisse in der Druckkunst erlangen, die „Großpapa wünscht“. „Einjähriger Aufenthalt war nöthig“ — berichtete er seiner Mutter (21. Januar 1804) — „um die Kette ganz zu übersehen, um vortheilhafte Bekanntschaften zu machen usw., aber länger wäre auch überflüssig. Der Buchhandel gleicht einer Uhr, die man nur einmal ganz ablaufen zu sehen braucht, das zweite mal gleicht dann dem ersten vollkommen.“ Dennoch wollte er erst nach der Ostermesse von Leipzig scheiden, einmal um Herrn Jacobäer nicht im Stiche zu lassen, dann aber auch, um bei dieser „mit fremden Buchhändlern neue Verhältnisse anzuknüpfen“, hauptsächlich aber, weil erst die Ostermesse auswies, mit welchem Erfolge er ein Jahr lang die Bücher geführt und die Geschäfte verwaltet hatte. Von Großpapa, der so viele Opfer für seine Ausbildung gebracht hatte, erhoffte er die Mittel zu einem mehrwöchigen Aufenthalt in Wien zu erhalten, das „für katholische Buchhändler immer ein Ort von vorzüglicher Wichtigkeit“ sei (21. Januar 1804). Beinahe aber wäre ihm ein Strich durch die Rechnung gemacht worden, nicht durch Großpapa, sondern durch eine schwere „Brustentzündung“, die er sich auf einer Reise nach Dresden zuzog. Seine gute Natur und die mütterliche Pflege der Frau Jacobäer überwandten das Fieber. So konnte er am 15. Mai 1804 das Haus verlassen, in welchem er „15 Monate wie ein Kind war und sich auch so brav und gut gehalten hat“, wie sein Prinzipal es nur von seinem eigenen Sohne wünschte. Noch an demselben Tage, an dem er, begleitet von Wünschen und

Tränen, von Leipzig schied, um über Freiberg und Toepitz zunächst nach Prag zu reisen, sprach Jacobäer der Mutter sein Urteil über den Jüngling aus, den er von Herzen liebgewonnen hatte. Er versicherte ihr, daß dieser „dem lieben alten Großpapa wader assistiren“ werde. „Er war“ — schreibt er — „erstaunend wißbegierig und faßte schnell und bündig, kurz er hatte meinen ganzen Beifall.“ Und Hüffer selbst? „Für die Güte des Großvaters“ fand er „keine Worte“, so übertraf sie sein Erwarten. Er versprach, mit dem „Kapital zu wuchern“, das die Reise koste, zum Besten des Geschäftes, dessen Umgestaltung er sich als Ziel gesetzt hatte. Vom „kleinen Kleinhandel“ hielt er nicht viel; denn er verwirre größere Geschäfte und erfordere Einstellung von entbehrlichen Arbeitskräften, der Gewinn stehe nicht im richtigen Verhältnisse zu den dafür aufgewendeten Kosten. Den Sortimentsbuchhandel gedachte er eher zu erweitern, als einzuschränken. Aber „die Oblaten und die einzelnen Bogen Papier —“! „Wenn ich zu Hause komme und hübsch freie Hände erhalte“, so hofft er, kann ich „unser Geschäft um die Hälfte erweitern, auch trotzdem daß Dintentopf und Oblaten-Handel werden wandern müssen“. In Prag hätte er gar gerne das Haus gewußt, „wo Großpapa gewohnt hat, es sollte das erste sein, was ich besuchte“; „auf Hungarns Grenze werde ich an Mama denken“. Kann ich nicht mehr tun? fragt er sich und antwortet: „Doch, Gott bitten, bestürmen“, tausendmal ihr die Güte und Liebe zu vergelten, die sie allen, besonders ihm erwiesen hat und fort erzeigt. Je weiter ihn die Reise von der Heimat entfernte, desto mehr weilte er in Gedanken dort. Selbst als er, durch den ihm von Leipzig her bekannten Kapellmeister Vincenz Rhigini bewogen, von Wien am 21. Juni abreisend, Venedig einen Besuch abstattete, „den klügsten Jugendstreich“ (Br. v. 3. Juli 1804), verfezte er sich trotz aller bestridenden Schönheit der stolzen Königin der Adria „in die Mitte“ der Seinigen und sehnte sich zu ihnen zurück, um ihnen durch die Tat für alle Liebe zu danken und zu erzählen von all dem Schönen, was er gesehen, von all den lieben oder seltsamen Leuten, die ihm begegnet waren. Den genannten Komponisten zarter Arien lernte er zwar als einen höchst unartigen Despoten der berühmten Sängerin Fischer (Karoline?) kennen; er führte ihn aber ein bei Mozarts Witwe, die dem Gaste manches aus dem Leben des Gatten erzählte.

Die Heimreise ging von Venedig durch Tirol über Lindau, Konstanz, Schaffhausen, rheinabwärts nach Bonn, wo er am 7. August

anlangte, herzlich aufgenommen von der Geheimrätin von Pelzer und dem Hofkammerrat Boesfeld. Durch diesen erhielt er die Trauerkunde von dem Ableben seines geliebten Großvaters, der schon vor vier Jahren einmal schwer erkrankt war (Kopierbuch H S. 335). Am Tage der Abreise seines Enkels von Wien erlitt Anton Wilhelm Aschendorff einen Schlaganfall, am 25. Juni schied der ebenso allseitig geliebte als gegen jedermann freundliche, wohlwollende, gütige Greis aus dem Leben.

„Meine Heimkehr“ — so erzählt Hüffer („Erlebtes“ S. 23) — „hatte er mit der größten Sehnsucht erwartet, und wenn er am Samstag die große Hausuhr aufzog, dann jedesmal berechnet, wie oft er sie noch aufziehen müsse, bis ich wieder da sei.“ Kein Wunder, daß er den Enkel bei sich zu haben wünschte, hatten ihm doch die Rücksichtslosigkeiten und Mißgriffe des neuen Bureaumatismus oder seiner Organe die letzten Tage arg verbittert.

Gegen Ende August traf Johann Hermann wieder in Münster ein zur großen Freude seiner Lieben. Durch das Hinscheiden seines Großvaters sah sich der 19jährige Jüngling vor eine Aufgabe gestellt, deren Lösung selbst einem erfahrenen Manne unsägliche Mühseligkeiten und Schwierigkeiten verursacht hätte. Als der treue Jacobäer den Tod seines Freundes Aschendorff erfuhr, bangte er, Hüffer werde sich nun allzusehr in die Arbeit stürzen und seinen Kräften zuviel zumuten. „Nun, dacht ich,“ — schreibt er ihm am 14. September 1804 — „wird der rasche, brave Jüngling eilen und stürmen, um nach Münster zu kommen; aber brav, sehr brav hat es Ihre unverbesserliche Mama, der ich höchst achtungsvoll die Hand küsse, gemacht, daß sie es erst in Bonn Ihnen erfahren ließ.“ „Anno 1773“ — plaudert der gemütliche Sachse weiter — „war auch ich in Bonn, ward früh um 5 Uhr zur hl. Meß geweckt,“ er habe doch nur auf die Frankfurter Messe gewollt! „O Zeit, wo bist du hin!!! Doch weg mit diesen vergeblichen Rückerinnerungen, ich alter Kerl kann einmal nicht mehr jung wieder werden, muß also patientia machen.“ Der köstliche Brief, der auch viel geschäftliche Ratschläge und Familiennachrichten enthält, schließt mit einer neuen Huldigung für Frau Professor Hüffer: „Grüßen Sie herzlich, ich aber möchte lieber selbst nacher Münster kommen und Ihrer lieben Mama versichern, daß ich sie unbegrenzt verehere, ja wenns mir alten Kezer erlaubt wär, gar liebe. Was schreibt die Frau für einen herrlichen Brief!“ Und was liegt alles in jener Äußerung über

den Nachfolger auf dem Posten Hüffers: „D. ist ein grundehrlicher braver Katholik, aber kein Hüffer, ich kann gar nicht vom Plaze.“ Was hatte aber auch dieser alles geleistet! Nach dem noch erhaltenen Zeugnisse (H) bescheinigt Jacobäer ihm: „Hüffer hat meiner Handlung 1 $\frac{1}{4}$ Jahr treu und fleißig vorgestanden, die Handlungsbücher der Buchhandlung sowohl als der Buchdruckerey, sowie auch die deutsche und französische Correspondence zu meiner völligen Zufriedenheit mit ausgezeichnete Accuratesse geführt und mich von seinen reellen Qualitäten zur Führung einer Buchhandlung und Druckerey durch seine Thätigkeit, Pünktlichkeit und Ordnungsliebe vollkommen überzeugt, sowie durch einen steten sittlichen Lebenswandel erfreut“ (12. November 1805).